

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Dünnebier, Anna**  
**Eva und die Fälscher**

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Das war keine Dornenkrone, berichtete die Überlebende. Das waren Reißnägel. Sie nagelten ihr das Kopftuch an ihr Haupt. Fatamehs Haupt voll Blut und Wunden. Eine schwarze Locke ragte hervor unter dem schwarzen Tuch, da witterten sie Aufruhr, da schlugen sie blutig zu. Wer sie? Die Männer Gottes. Die Herren auf jeden Fall.

Eva las den Bericht an dem Tag, an dem ihr Sohn sich den Kopf kahlgeschoren hatte, die blonden Locken, die sie mehr liebte als er. An dem ihrer Tochter die zugesagte Zimmermannslehre doch wieder abgesagt wurde. An dem ihr Chefredakteur sie mahnen kam, wann sie endlich ihre Geschichte abliefern würde, schon wieder zwei Tage Recherche für nichts, und er betonte das Schon-Wieder. An dem ihr Kollege ihr Hilfe anbot, er habe Zeit, er habe schon alles fertig für morgen. Er, natürlich. Es klang nicht einmal beleidigend.

Eva wird alt, dachte er, was verzettelt sie sich mit Themen, die nichts einbringen außer Krach, eine Marotte. Eva, die Tage hinter einem Skandal herjagt, der verpufft, ehe sie ihn erreicht hat. Eva, die sich am liebsten in Themen verbeißt, die alle anderen nicht haben wollen. Eva, die schon einen Minister gestürzt hätte, beinahe, wenn der entsprechende Artikel nicht Minuten vor Druckbeginn vom Herausgeber ausgetauscht worden wäre. Eva, bei der man nie so recht weiß, für wen sie das alles macht. Eva, der man helfen muß, auch wenn man nicht weiß, warum.

Warum will er mir helfen, dachte Eva. Dieser fixe junge Mann, der alles schreiben kann, was bestellt wird, immer als erster am Unfallort, immer die erste Frage in der Pressekonferenz, immer als erster da, dem Wahlsieger zu gratulieren, was will er mir beweisen.

Ihr Thema sagte ihm nichts. Illegale Arbeiterinnen; hatten wir das nicht schon mal. Unterbezahlt; immerhin haben sie Arbeit. Unter Sklavinnenbedingungen; Sie übertreiben ja immer ein wenig, Frau Lengeroth. Nicht, daß er sagte:

Das übersteigt Ihre Kräfte. Nicht, daß er sagte: Dazu sind Sie zu langsam. Aber durch eine Wendung im Gespräch brachte er sie wieder auf die Straße, wo sie gesessen hatte, vorgestern, er konnte es gar nicht wissen, keiner der Kollegen wußte, wie lächerlich sie da gesessen und gewartet hatte.

Der Bus war nicht gekommen. Es war überhaupt kein Bus gekommen. Die Straße war so einsam, wie es Vorortstraßen um fünf Uhr früh sind. Eine Straßenbahnhaltestelle, an der niemand stand. Ein Kiosk, der noch geschlossen hatte. Ein abgestellter Campingwagen, hinter dem Eva ihr Auto parkte und sitzen blieb, gut getarnt. Nach zehn Minuten die erste Straßenbahn, aus der vielleicht schon, obwohl es noch früh war, Frauen aussteigen würden, Frauen mit Kopftüchern, Frauen ohne Papiere, die hier zu ihrer Sklavinnenarbeit abgeholt werden sollten. So hatte es jedenfalls ihre Informantin berichtet, Nasrin, die ihren Nachnamen nicht nennen wollte, die mit den anderen hier um sechs Uhr morgens abgeholt werden würde. Mit einem Bus. Es kam kein Bus.

Es kam, nach einer langen Weile, nach mehreren Straßenbahnen, aus denen keine der erwarteten Frauen gestiegen war, ein metallicglänzendes Auto, aus dem der für halb sechs bestellte Fotograf kletterte. Er hatte sich verspätet, es war kurz vor sechs. Seit der Zeit, für die sie ihn erwartet hatte, war mit der Angst, er könne sich verspäten, Evas Angst gewachsen, er könne kommen, ohne daß auch nur eine einzige Frau zu fotografieren wäre. Als ob sie nicht selbst fotografieren könnte. Sie hatte sich einen Zeugen gewünscht. Einen, der aufnimmt, wie Eva am Steuer ihres hinter einem Campingwagen getarnten Autos die Verfolgung aufnimmt. Wie sie vom Fahrersitz springt, kaum daß der Bus angehalten hat. Wie sie da die Fabrik liegen sieht, deren Adresse die Arbeiterinnen nicht kennen. Wie sie mit den Frauen spricht, die auf das barackenhafte Gebäude deuten, anklagend deuten, während sie von Hetze, Druck und schlechtem Lohn reden.

Sie würde diese Geschichte in den Sand setzen. Ihr war

schlecht im Magen, als ob sie nichts gegessen hätte oder zuviel Kaffee getrunken, dabei hatte sie normal gefrühstückt, wenn auch zu unnormaler Zeit. Sie spürte den Schweiß unter ihren Achseln, spürte die Kälte ihrer Fingerspitzen, einen Artikel in den Sand gesetzt, schon wieder, würde es morgen in der Konferenz heißen. Wenn sie nur wüßte, was sie dem Fotografen sagen sollte, der da breitbeinig mitten auf der Straße stand, in der Kamera schon das Teleobjektiv, er war vorbereitet. Er hatte schon gestern die frühe Stunde für eine Zumutung gehalten, und seine Haltung drückte Empörung über diese Zumutung aus.

Wenn sie es fertigbrächte, auf die Straße zu stürzen, wegwerfend zu rufen: Eine halbe Stunde zu spät, das Motiv war nicht so gütig zu warten! Vielleicht noch Konsequenzen anzudrohen, wieder ins Auto zu springen und röhrend davonzufahren. Er hatte sie noch nicht entdeckt. Wie soll man schwitzend mit eiskalten Händen und krampfendem Magen solche Sätze zustande bringen?

Da saß sie. Da stand er. Unentschlossen. Unbeweglich. Sprungbereit. Dann war er es, der sich entschloß. Er fotografierte die leere Straße, die Haltestelle, stieg ein und fuhr ab.

Warum waren Sie nicht da, sagte sie später im Büro zu dem Fotografen und verschwieg, daß auch ihr Thema nicht dagewesen war. Sie haben mir die falsche Zeit angegeben, sagte der Fotograf.

Sie haben mir die falsche Zeit angegeben, sagte sie zu Nasrin, von der sie die Geschichte hatte. Nasrin arbeitete seit zwei Wochen bei der Firma ohne Anschrift, ermüdet von der langen Zeit ohne Arbeit und ohne Hoffnung auf Arbeit, die ihr das Exil beschert hatte. Sie war ins deutsche Exil gekommen, weil sie sich nicht in das große schwarze Tuch wickeln wollte, das bei ihr zu Hause die Männer Gottes den Frauen an die Stirn nagelten, bei denen auch nur eine Locke aufrührerisch hervorragte. Nasrin ohne Tuch war aus dem Krankenhaus geflohen, in dem sie als Assistenzärztin gearbeitet hatte, und ehe die Hinauswerfer statt des Stationszimmers ihr eine Gefängniszelle anbieten konnten,

war sie schon auf dem Weg zum Flugplatz. Es erwies sich, daß das Land des Exils ihr zwar Tuchfreiheit, aber keine Arbeit zu bieten hatte, oder als einzige Arbeit diese hier unter Sklavinnenbedingungen. Nasrin akzeptierte die Sklavinnenbedingungen nur, um sich sogleich auf die Suche nach einer Frau zu begeben, die diesen Skandal öffentlich machen würde, und fand Eva.

So kam Eva zu einem ihrer Themen zum Verzetteln, das ihr zwei Tage Recherche für nichts einbrachte, eine Mahnung des Chefredakteurs und die Hilfsbereitschaft ihres jungen Kollegen. Dessen Hilfsbereitschaft suchte Auslaß und setzte sich in einen Gang zur Kaffeemaschine um.

Zwei dampfende Tassen Kaffee, eine Pause, ein Anlaß, über Fatamehs Haupt voll Blut und Wunden zu reden. Der Bericht hatte in einem Konkurrenzblatt gestanden. Der junge Kollege war nicht interessiert. Sein gutes Gedächtnis half ihm, abzuwimmeln. Er erinnerte Eva an die Zeit, da die Schwarzbetuchten und die Männer Gottes noch gemeinsame Sache machten gegen den Tyrannen und seine kopftuchlose Frau und da Eva auf seiten der Männer Gottes war.

Eva erinnerte sich. Sie erinnerte sich, gemeinsam mit schwarzbetuchten Fatamehs und Nasrins im deutschen Exil Flugblätter verteilt zu haben. Mehrere ihrer unbeliebten Artikel verfaßt zu haben, die unter Hinweis auf Anzeigenkunden und Wirtschaftspartner zunächst kritisiert wurden und später, als herauskam, daß sie die in den Artikeln zitierten Flugblätter selbst verteilt hatte, mit Krach verboten. Ihr junger Kollege war damals Praktikant und lernte also, daß man besser Themen vermeidet, die nichts einbringen außer Krach.

Die Fatamehs und Nasrins trugen damals stolz ihre schwarzen Tücher, Bollwerk und Schutz gegen westliche Kultur samt Militärstützpunkten, gegen Raffgier und Terror der kopftuchlosen Frau und ihres Tyrannen, notfalls auch gegen den Fortschritt; auf jeden Fall ließen sich Flugblätter oder auch Bomben gut unter dem riesigen Tuch verbergen. Eva hatte später, als die Frauen, mit denen sie Flugblätter verteilt hatte, aus dem deutschen Exil zurückge-

gangen waren, von ihnen gelesen. Gelesen, wie der Kampf, den sie gemeinsam mit den Männern Gottes gewonnen hatten, sich in einen Kampf untereinander verwandelte. Und da kam heraus, daß sie unter ihren Tüchern doch keine Bomben hatten. Sie waren nicht vorbereitet. Sie verloren eine Schlacht nach der anderen. Die um das Richteramt, die um die Glaubwürdigkeit als Zeuginnen, die um Plätze im öffentlichen Dienst, die um Bildung in Schule und Studium, die um Recht auf Ausgang, auf Partnerwahl, auf Wahl der Kleidung, auf Arbeit. So waren die ersten wieder da, zurück im deutschen Exil.

Alt werden, sagte Eva, heißt Meinungen revidieren müssen. Die Fronten verlaufen nie dort, wo sie eben noch waren. Die Helden von gestern sind die Schurken von heute, vielleicht die Leichen von morgen oder auch die Präsidenten. Heute altert man schnell.

Alt werden, sagte tröstend ihr junger Kollege, heißt Meinungen nicht mehr revidieren können. Unbeirrt kühn nach vorn blicken, kampfbereit, während der Feind sich von hinten heranpirscht.

Und Eva fragte sich, wieso er, jung und in Stromlinie, in Begriffen wie *Krieg* sprach.

Eva war fünf, und der Krieg war fünf Jahre vorbei, als sie entdeckte, daß immer noch Krieg war. Krieg, das hatte sie von der Mutter gehört, war der Zustand, in dem Leute einander totschiugen, ohne einen Grund dafür zu haben. Sie war dank einer Grundausbildung in Märchen durchaus mit Totschiugen vertraut. Mit Totschiugen mit Grund. Mal wurde ein Drache oder ein Riese erschlagen, weil er eine Prinzessin bedrohte, mal eine Hexe verbrannt, bevor sie zwei Kinder verspeisen konnte. Mit Grund war damals auch der Schlachter erschlagen worden, der Totschiuger hatte alles Fleisch und Wurst gestohlen. Aber dann hatte plötzlich Herr Hüsker, der sonst so ruhige Nachbar Hüsker, seine Frau erschlagen. Totgeschlagen ohne Grund, denn keiner konnte Eva erklären, warum.

Schlagartig begriff Eva Unbegreifliches. Zwei Jungen hatten sie auf der Straße überfallen, bedroht, sie hatte sich gewehrt, hatte, da sie unterlegen war, ihnen ihre Bonbon-tüte und den Teddy ausgeliefert, aber die hatten beides hohnlachend von sich geworfen. Wo war der Grund? Ihr Großvater rettete sie, der zufällig des Weges kam. Als sie fünf war und der Krieg fünf Jahre vorbei und Herr Hüsker seine Frau erschlagen hatte, begriff sie, daß das Krieg war.

Auch die Mutter hatte ihren Krieg gehabt und hatte ihn verloren, ohne überhaupt gekämpft zu haben. In Evas frühester Erinnerung verließ die Mutter in schweren Stiefeln das Haus, fluchend und lachend und eine Schaufel schwingend, kam abends zurück mit frischem Brot und füllte laut redend die Wohnung, die tagsüber, wenn Eva und der Großvater allein waren, zu groß war.

Aber dann kam der Krieg ins Haus, ein Soldat stand vor der Tür, abgerissen zwar, aber in Uniform, und damit hatte er schon gewonnen. Er zwang Mutter, die Stiefel aus-zuziehen, ihm die Schaufel abzutreten, und ging nun jeden Tag an ihrer Stelle aus der Wohnung, die still und zu groß

war, obwohl außer Eva und Großvater nun auch die Mutter da war.

Mutter hatte mit den Arbeitsstiefeln auch ihre Flüche, ihr lautes Lachen, sogar ihre Sprache abgegeben. Die fremde Besatzung, der Mensch, den Eva nie zuvor gesehen hatte, hatte die Befehlsgewalt übernommen. Mutter versuchte, sich gut mit ihm zu stellen. Der Rest der Stimme, der ihr geblieben war, war hoch und dünn, ihr Lachen war ein albernes Piepsen, wenn sie mit ihm sprach, und demütig schmeichelnd nannte sie ihn Papi. Eva biß auf die Lippen und schwieg. Kein Indianer hätte, und sei es um den Preis des Marterpfahls, Unterwerfungsworte geäußert.

Sie war Indianer, sooft sie der stillen Wohnung entkommen konnte. Ihre Prärien waren weite Straßen und kahle Plätze, ihre Rocky Mountains die Trümmergebirge, die Straßen und Plätze säumten. Als die laute, herzliche und unordentliche Mutter still wurde, wurde sie auch sauber und gepflegt. Während Eva versuchte, auf wackligen Trümmersteinen zu balancieren und sich dabei von der Lasso-fessel um die Beine zu befreien, versuchte die Mutter, auf spitzen und hohen schuhähnlichen Geräten zu balancieren, zusätzlich behindert durch die Beinfessel eines hautengen Rockes. Während Eva sich bunte Streifen übers Gesicht malte oder Totem-Muster, malte die Mutter immer dieselben Striche und Punkte, rot am Mund, rot an der Backe, schwarz an den Augen. Sie wünschte sich auch Eva sauber und gepflegt, obwohl doch jede Sehende erkennen mußte, daß hellblaue gebügelte Röcke oder weiße Schleifen nicht in dieses Trümmerfeld paßten, das ihre Straße war, in diese schwärzlich ragenden Ruinen mit riesigen Fenstermündern, vor denen Berge erbrochener Steine sich häuften; verbeulte Rohre durchzogen als sinnloses Netz die ehemaligen Wohnungen, die jetzt Heimat für Indianer waren. Die weiße Schleife eignete sich notfalls als Knebel oder zum Federfestbinden.

Für die Zukunft gab es wenig Hoffnung. Bagger und Kräne fuhren auf, um aus den heimeligen Steinbruch-Re-



servaten ordentliche frischgeweißte Häuserzeilen zu machen. Kaputt es wurde nicht geduldet. Obwohl doch immer noch Krieg war. Obwohl Ausgangssperre war: Die Mutter verbot dem jungen Mädchen, abends allein auf die Straße zu gehen. Obwohl Feindkontakt unerwünscht war: Die Mutter verbot dem jungen Mädchen, mit fremden Männern zu sprechen. Seit sie still geworden war, hatte sie auch Angst.

Eva rauchte, weil davon die Stimme tief wird. Sie haßte hohes und dünnes Piepsen. Sie schrie in den letzten noch nicht bereinigten Trümmern gegen die Stille an. Sie versuchte, die süßen Mädchen und roten Lippen und schönen Beine der Schlager zu überhören, mit denen die Mutter ihre Stille füllte. Ein Indianer gibt nicht auf.

Sie suchte in Büchern, fragte in der Schule. Die Geschichtsbücher gaben nicht viel her, sie bestanden aus Helden, meist mit Bart, oft mit Helm und immer mit Schwert, Kanone oder Panzer. Sehr selten kam der kühne Gegenheld aus dem Volke vor, der mit Sense und Steinen gegen Kanonen und Schwerter kämpfte. Obwohl die Lehrer viel vom Frieden sprachen und davon, daß der Krieg vorbei sei, schienen die Schulbücher es besser zu wissen. Insofern mußte Eva ihnen glauben. Der Eindruck, den sie vermittelten, war entmutigend: Offenbar war die andere Seite gut gerüstet. Immer.

Auch die Zeitungen boten wenig. Herren mit grauen Anzügen und grauen Krawatten, die vermutlich auch in der Natur nicht farbiger aussahen als der Schwarzweißdruck, schüttelten sich die Hände. Gelegentlich standen sie vor Mikrofonen. Frauen kamen mehr im Anzeigenteil vor, oft in Badeanzügen, stets so, daß Eva ihre piepsig hohe Stimme zu hören meinte.

In der Schule wurde Eva nahegelegt, Ideale zu haben. Als Ideale wurden beispielsweise angeboten: Sokrates, Schiller, Gandhi. Vielleicht hätten sie Eva verlockt, wenn nicht Krieg gewesen wäre. Trotz mancher Vorzüge standen die drei auf der anderen Seite. Daß zwei der drei ermordet worden waren, sprach allenfalls für sie. Auch die Mutter gab

kein Ideal ab. Auf der Wahl zwischen Sokrates oder Mutter fiel Evas Blick auf eine Merkwürdigkeit, die sie bisher nicht beachtet hatte. Ein Ideal. Sie hatte es bisher nicht beachtet, weil es zum Inventar ihrer Schule gehörte, so wie die gelben Bänke und die Kunstdrucke an den Wänden.

Athene wirkte von weitem wie eine Marmorstatue. Daß sie aus Gips war und nur mit cremeschimmernder Farbe getüncht, sah man am deutlichsten an ihrem Armstumpf. Spielende oder mutwillige Schüler hatten ihr eine Hand abgebrochen; offenbar wurde der Kunstgegenstand nicht so hoch geschätzt, daß er repariert worden wäre; an der Bruchstelle stach weiß der Gips ins Auge. Athene, für Weisheit zuständig. Athene, die bei aller Weisheit vorsichtshalber einen Schild vor ihrem Leib und einen Helm auf ihrem Kopf trug. Damit sie nicht nur in der Defensive bliebe, auch noch einen Speer dazu. Athene, die sich nicht wie die anderen Göttinnen einem Ehemann oder Liebhaber oder beidem zuordnen ließ, auch nicht wie Maria oder Niobe einem Kind.

Mit Athene an ihrer Seite sah Eva zuversichtlich auf die kommenden Jahre, sah sie gelassener auf rote Lippen, enge Röcke und auf die emsigen Baustellen, denen die letzten Reservate zum Opfer fielen. Mit Athene an ihrer Seite traute sie sich laut zu sagen, daß sie nicht Krankenschwester oder Lehrerin oder Mutter werden wollte, sondern Indianer.

Ein Indianer gibt nicht auf. Evas junger erfolgsgewohnter Kollege, mit dem sie das Zimmer teilte, hatte versucht, ihr die Geschichte auszureden. Fürsorglich. Mit einem weiteren Kaffee. Da war sie gegangen und hatte sich in ein riesiges schwarzes Tuch gewickelt, das Nasrin für diesen Zweck ausdrücklich gebilligt hatte.

Sie fand sich ein zweites Mal dort ein, wo sie vergeblich gewartet hatte, noch früher diesmal, der Bus fuhr manchmal vor fünf, manchmal erst gegen sechs, den Frauen wurde es genauer nicht mitgeteilt. Sie standen da, wie für ein Foto hingestellt, große schwarze Tücher um den Kopf oder kleinere bunte, unter denen Locken hervorragten. Sie redeten leise und schnell in verschiedenen Sprachen. Sie starrten auf Eva, auf ihr großes schwarzes Tuch, das Stirn, Haare, Schultern bedeckte, das sie mit einer Hand vor den Mund preßte, und ihre schwarzgetuschten Augen, für die sie die Kosmetikabteilung eines Kaufhauses aufgesucht hatte. Sie kicherten. Sie prusteten. Es war zu albern, wie diese Maske nicht paßte. Eva ging um so zögernder, je ungenierter das Kichern wurde, konnte das Tuch nicht mehr abreißen, konnte nicht mehr umkehren, war zu Hause schon verhöhnt worden. War schon um vier Uhr früh, als sie das Haus verlassen wollte, auf ihren Sohn gestoßen, der es betrat, in schlechter Maske auch er, wie sie fand, mit dem frisch geschorenen Schädel und mit schwarzer Lederjacke. Sie äußerte Zorn wegen der Zeit und wegen seiner Verkleidung. Er äußerte Hohn wegen der Zeit und wegen ihrer Verkleidung. Für ein Gespräch war sie zu eilig, sein Lachen verfolgte sie. Böse.

Das Lachen der Frauen klang freundlich. Ein Lachen unter Verbündeten. Nasrin hatte ihnen Eva angekündigt, trat jetzt als erste aus der Gruppe auf sie zu und richtete lachend ihr Tuch. Andere Frauen halfen, banden ab, banden neu. Eine zog ein Puderdöschen heraus, als hätte es noch des